

Die Fotografin - Leseprobe

Jörg Friedrich

Personen

Digne Meller Marcowicz. Fotografin.

Rudolf Augstein. Journalist.

Martin Heidegger. Philosoph.

Elfride Heidegger. Martin Heideggers Ehefrau.

Hamburg, Ende Juli 1966

Das Wohnzimmer von Digne Meller Marcowicz. Unaufgeräumt, etwas chaotisch. Marcowicz am Telefon, laut und erregt, während sie versucht, in einem Regal in Reichweite des Telefons Ordnung zu schaffen. Sie schiebt Schalen und Vasen herum, wischt dabei nachlässig Staub von den Gefäßen.

Marcowicz: Hast du das gehört, ja? Er ist einfach ausgestiegen und hat sich hinübergehängt zu diesem anderen Satelliten. Stell dir das vor, da draußen im Weltall, keine Luft, schwerelos. Er rast mit einer irren Geschwindigkeit um die Erde, und dann steigt er mal eben aus und schwebt zu diesem Satelliten rüber. Der da schon seit Tagen fliegt. Auf tausende Kilometer nur: Nichts. Und dann so eine kleine Blechkiste. Die musst du erst mal finden! Auf zwei Meter sind sie vorher an den herangeflogen.

Ja.

Ich weiß, das ist technisch eben möglich, ja. Ja, kann man eben alles ausrechnen. Ja, ich weiß, da geht auch viel schief.

Aber es ist der Wahnsinn. Unvorstellbar.

Ja, ja, ich weiß, das ist alles nur ein Wettlauf mit den Russen. Jeder will der erste sein, ich weiß!

Ja, alles militärisch motiviert. Aber trotzdem, es ist doch wunderbar, dass die Menschen so etwas können.

Eine Schale fällt zu Boden und geht zu Bruch.

Marcowicz: Mist. Was? Ja, mir ist eine Schale runtergefallen. Nicht irgendeine. Eine von meinem Vater. Ja. Ich melde mich später noch mal, ja?

Sie legt auf, kniet sich zu den Scherben, sammelt sie zusammen, versucht unbeholfen, die Scherben wieder zusammenzusetzen.

Marcowicz: *(in Gedanken, zu sich)* Das ist kein gutes Zeichen. Gerade jetzt, wo es ihm nicht gut geht. Ich sollte ihn anrufen. Wann hab ich mit ihm gesprochen? Schon wieder Tage her.

Sie wendet sich zum Telefon, überlegt, wo sie die Scherben ablegt. In diesem Moment klingelt es an der Tür, sie geht hinaus, mit Scherben in der Hand. Kurz darauf betritt Rudolf Augstein den Raum resolut, energisch, ausgreifend, gefolgt von Marcowicz, die immer noch die Scherben in den Händen hält.

Marcowicz: Herr Augstein, entschuldigen Sie das Chaos, ich war gerade beim Aufräumen, und da ist... Ach was, egal. Was verschafft mir denn die Ehre Ihres persönlichen Besuchs?

Augstein: *(deutet auf die Scherben)* Was ist passiert? Hat mein Klingeln Sie so erschreckt? Das tut mir leid.

Marcowicz: *(fahrig)* Nein, nein, das ist schon vorher passiert. Die Schale... Die war von meinem Vater. Es ist... Wie auch immer, es ist passiert. Nehmen Sie doch bitte Platz.

Augstein: *(Sich nach einem freien Stuhl umsehend)*
Dann ist es wohl ein großer Verlust?

Marcowicz: *(während sie Papiere und Fotografien von zwei Sesseln räumt und im Regal ablegt)* Was heißt Verlust. Ja und Nein. Sie meinen - als Kunstwerk? Das weiß ich nicht, mein Vater fand diese Schale wohl nicht so gelungen. Sonst hätte er sie mir ja nicht überlassen. Nur das allerbeste darf an die Öffentlichkeit, das, was perfekt ist. Die zweite Wahl, sozusagen *(sie lächelt bemüht)*, haben wir Kinder uns mitgenommen. So ein Künstler schafft ja vieles, und das meiste misslingt, wissen Sie. Das bekommt dann die Familie. *(Sie stutzt)* Verstehen Sie mich nicht falsch, ich habe mich darüber immer gefreut, ja, ich habe – glaube ich – sogar verlangt, dass er diese Stücke weggibt. Sonst hätte er sie womöglich zerstört. Er ist da ja ziemlich gnadenlos. Was nicht perfekt ist, kann auch in den Müll.

Augstein: *(etwas spöttisch)* Nun haben Sie das Werk zerschlagen. Was macht man mit den Resten einer wertvollen Schale, eines Kunstwerks?

Marcowicz: *(die Scherben aufsammelnd)* Wegwerfen...

Augstein: Sind Sie sicher?

Marcowicz: *(überlegt)* Nein. Vielleicht *(sie sieht sich um, mit den Scherben in der Hand)* lege ich sie dahin zurück, wo vorher die Schale stand.

Augstein: In Scherben würde die Schale auffälliger dort stehen als zuvor. Ihr Vater wird den Verlust bemerken, wenn er Sie besucht.

...

Marcowicz: Meine Schwester Cato wurde von den Nazis umgebracht, mit dem Fallbeil. Dass sie ermordet wurde, das habe ich gewusst, aber dass man ihr den Kopf abgeschlagen hat, das habe ich erst vor kurzem erfahren. Irgendwo war es aufgeschrieben worden, und ich, ich hab ja immer nach Dokumenten über sie gesucht... Und dann bin ich eben darauf gestoßen.
Sie war 24 Jahre alt. Sie war im Widerstand aktiv, hat Flugblätter verteilt. Mein Vater und seine Freunde trafen sich bei uns in der Wohnung und diskutierten die politischen Verhältnisse, tauschten Informationen aus, besprachen, was zu tun sei... Und meine große Schwester war immer dabei.

Augstein: Ich las davon. Ihr Vater war aktiv in der Roten Kapelle.

Marcowicz: Die Nazis nannten die Gruppe Rote Kapelle, und viele denken heute, das waren alles kommunistische Verräter. Aber in Berlin, da waren das ganz verschiedene Leute. Die diskutierten bei uns im Wohnzimmer. Cato fing an, Texte für Flugblätter zu schreiben. Irgendjemand hat sie gedruckt, nachts haben sie sie dann verteilt.
Sie wurden beide verhaftet, Cato, und mein Vater. Der kam aber nach drei Monaten wieder raus, sie konnten ihm nichts beweisen. Ja, sowas gab es sogar bei den Nazis – Freilassung aus Mangel an Beweisen. Aber Cato ist ein paar Monate später hingerichtet worden, und meinen Vater haben sie dann noch an die Ostfront geschickt.

Augstein: Er hat überlebt.

- Marcowicz: Das ist gerade mal 22 Jahre her. Das ist eigentlich nicht so lange, wissen Sie das? Für mich irgendwie schon, ich war damals ein Kind, gerade 10 Jahre alt. Aber nicht für meinen Vater. Er kann es noch immer nicht begreifen, dass die Nazis ihn verschont, aber seine Tochter umgebracht haben. Er hatte seine Kinder, vor allem die großen, dazu erzogen, mutig zu sein. Und ehrlich.
- Augstein: Man braucht wohl Mut zur Ehrlichkeit.
- Marcowicz: Er hat gesagt, lügen sei umständlich, und die Wahrheit zu sagen, würde Zeit und Energie sparen. In seiner Werkstatt hat er Juden beschäftigt, und bei uns zu Hause trafen sich diese Leute, die gegen die Nazis waren. Da war es für Cato wohl klar, dass sie aktiv werden musste.
- Augstein: Was allerdings gefährlicher war, als nur zu Hause zu reden.
- Marcowicz: Ich glaube nicht, dass sie wirklich geahnt hat, wie gefährlich das war. Viele, die mir später von dieser Zeit erzählt haben, haben gesagt, sie sei so naiv gewesen.
- Augstein: Mut und Naivität sind nicht dasselbe.
- Marcowicz: Zum Mut gehört auch Naivität, glaub ich. Oder man bewahrt sich die Naivität, um mutig sein zu können. Wer zu lange nachdenkt, den verlässt der Mut. Oder wer zu feige ist zum Handeln, denkt einfach noch mal über alles nach. Was weiß ich.
Cato wollte mutig sein, nicht lange nachdenken, wo das Böse doch so offensichtlich war. Das war es, was meinen Vater so unglücklich gemacht hat, glaube ich. Er war wohl stolz darauf, wie mutig Cato war – und er hat ihr auch nicht gesagt, wie gefährlich es ist, wenn man wirklich etwas unternimmt gegen das Böse.
- Augstein: Aber hätte das was geändert? Man kann seine Kinder wohl nicht dazu erziehen, mutig zu sein, und sie dann davor warnen, wie gefährlich es ist, Mut zu haben.
- Marcowicz: Jedenfalls war sie dann im Gestapo-Gefängnis wahrscheinlich viel mutiger als er, viel kompromissloser,

eben viel ehrlicher. Er hat natürlich gelogen im Verhör, und was sie ihm nicht nachweisen konnten, das hat er abgestritten.

Augstein: Verständlich.

Marcowicz: Und auch seine Mitarbeiter haben für ihn gelogen, haben behauptet, er würde gebraucht werden, weil Auftragsarbeiten für Himmler in der Werkstatt anliegen würden. Dadurch kam er wieder raus. Seine Tochter, meine große mutige Schwester Cato, wurde umgebracht, weil sie so mutig war, wie es der Vater gefordert hatte.

Augstein: Das ist tragisch.

Marcowicz: Wir kleineren Geschwister mussten dann nicht mehr so mutig sein, bei uns war er dann viel unsicherer. Nachsichtig war er auch nicht, kein bisschen. Er hat viel verlangt, aber er wurde schnell still, wenn man widersprach.

Augstein: Ich verstehe.

Marcowicz: Und er hat angefangen zu trinken, obwohl er erfolgreich war und eine ruhige Hand brauchte. Ich glaube, das lag daran, weil er über seine eigene Feigheit nicht hinwegkam. Das habe ich, ehrlich gesagt, eigentlich gar nicht verstanden. Wenn er mutig gewesen wäre bis zur letzten Konsequenz, wenn er nicht gelogen hätte, wäre er ebenso tot wie Cato.

Marcowicz hat die letzten Sätze mehr zu sich selbst gesprochen. Nun wendet sie sich wieder an Augstein.

Was haben Sie eigentlich damals gemacht, Herr Augstein? Waren Sie auch ein Nazi, einer wie Heidegger? Waren Sie ein besserer oder ein schlechterer Mittläufer?

Schweigen. Marcowicz beginnt erneut, die Tonscherben zusammensetzen. Augstein beginnt, die am Boden liegenden Dokumente zu ordnen um sie wieder einzupacken.

Augstein: Dass ihre Schwester tot ist... Es tut mir leid. Sie können wohl stolz auf sie sein, sie war mutig. Sie war wirklich

mutig, nicht naiv. Sie wusste ganz sicher, was ihr passieren konnte. Man wusste das, man sah es, wenn man bereit war, das offensichtliche zu sehen. Die meisten von uns waren nicht mutig. Von mir will ich nicht reden. Immerhin habe ich auch schon im Gefängnis gesessen für meine Überzeugungen, 1962.

Sind Sie denn mutig?

Marcowicz: Ich? Weiß ich nicht. Mein Mut war noch nicht gefragt. Und ich kann auch gut damit leben, wenn ich meinen Mut weiterhin nicht prüfen oder beweisen muss. Es sind keine guten Zeiten, in denen jemand mutig sein muss. Die besten Zeiten sind die, in denen Feiglinge voller Stolz von ihren mutigen Eltern oder großen Geschwistern erzählen können.

Augstein: Mag schon sein. Vielleicht wäre ich auch gern ein stolzer Feigling. Heidegger sicher auch. Er hat ja nicht darüber geredet.

...

Todtnauberg, 23.09.1966

Die Hütte Heideggers im Schwarzwald, davor ein paar rohe, einfache Holzmöbel, Ein Weg führt vorbei, der sich in der Ferne verliert, abseits eine Bank, ein Brunnen, ein alter Baum.

Am Tisch Augstein und Heidegger, Marcowicz baut ihre Ausrüstung auf. Während Augstein und Heidegger dann reden, macht Marcowicz Fotos und hört, mal nebenbei, mal interessiert, mal neugierig und mal ablehnend, den Antworten Heideggers zu. Sowohl Heidegger als auch Augstein sind sehr angespannt und kontrolliert.

Augstein: Herr Professor Heidegger, es gibt eine Phase in Ihrem Leben, die zwar nicht sehr lange andauerte, die aber, wie immer wieder festgestellt wird, Ihr philosophisches Werk ein wenig umschattete...

Heidegger: Sie meinen Dreiunddreißig?

Augstein: Ja 1933, aber auch davor und danach. Ich möchte diese Zeit jedoch in einen größeren Zusammenhang stellen und von dieser Zeit ausgehend zu einigen Fragen kommen, die mir wichtig erscheinen, etwa: Welche Möglichkeiten hat die Philosophie überhaupt, auf die Wirklichkeit, auch auf die politische Wirklichkeit einzuwirken?

Heidegger: Das ist schon eine wichtige Frage. Aber ich will zuerst einmal sagen, dass ich mich vor meinem Rektorat überhaupt nicht politisch betätigt habe. Im Wintersemester 1932/33 hatte ich Urlaub und war die meiste Zeit hier oben auf meiner Hütte.

Augstein: Das heißt, sie haben gar nichts von dem mitbekommen, was politisch passiert ist?

Heidegger: Nein, nein, das nicht. Natürlich habe ich die politischen Vorgänge verfolgt. Hin und wieder sprach ich auch mit den jüngeren Kollegen, die mich besuchten, über diese Dinge. Aber meine Arbeit galt einer umfangreichen Auslegung des vorsokratischen Denkens.

Marcowicz: *(Abseits, zu sich, kopfschüttelnd)* Auslegung des vorsokratischen Denkens... 1933.

- Heidegger: Das hat mich beschäftigt. Ich kehrte zum Sommersemester nach Freiburg zurück. Knapp zwei Wochen später wurde Professor von Möllendorf seines Amtes als Rektor enthoben weil er sich geweigert hatte, das so genannte Judenplakat aufzuhängen.
- Augstein: Herr von Möllendorf war Sozialdemokrat. Was unternahm er nach seiner Absetzung?
- Heidegger: Noch am Tage seiner Absetzung kam er zu mir und sagte „Heidegger, jetzt müssen Sie das Rektorat übernehmen.“ Ich habe das mehrfach abgelehnt, aber viele Kollegen haben mich immer wieder bedrängt. Man hat mir deutlich gemacht, dass sonst ein Funktionär das Amt übernehmen würde, und mir versichert, das ich der einhelligen Zustimmung des Plenums sicher sein könne.
- Augstein: Daraufhin erklärten Sie sich dazu bereit, Rektor der Universität zu werden. Wie gestaltete sich dann Ihre Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten?
- Heidegger: Kaum hatte ich das Amt übernommen, erschien der „Studentenführer“ bei mir und verlangte erneut das Aushängen des „Judenplakats“. Ich lehnte das ab. Einige Tage später rief mich ein Herr Dr. Baumann an, ein SA-Gruppenführer, vom SA-Hochschulamt in der obersten SA-Führung. Auch er verlangte, dass das Plakat ausgehängt wird, es sei bereits in anderen Universitäten angebracht worden. Er drohte mir. Im Weigerungsfall hätte ich mit meiner Absetzung, wenn nicht sogar mit der Schließung der Universität zu rechnen. Ich lehnte aber weiterhin ab und versuchte, die Unterstützung des badischen Kultusministers für mein Verbot zu gewinnen. Dieser erklärte, er könne gegen die SA nichts unternehmen. Dennoch nahm ich mein Verbot nicht zurück.
- Augstein: Das war meines Wissens bisher so gar nicht bekannt.
- Marcowicz: *(dazwischen)* Aber wurde das Plakat dann aufgehängt? Haben Sie das am Ende verhindert?

Heidegger und Augstein sehen irritiert und tadelnd zu ihr herüber. Kurzes Schweigen.

...

Augstein: Sie zählen sich also nicht zu denen, die, wenn man nur auf sie hören würde, einen Weg weisen könnten?

Heidegger: Nein. Ich weiß keinen Weg zur unmittelbaren Veränderung des gegenwärtigen Weltzustandes. Ich weiß nicht einmal, ob eine solche überhaupt menschenmöglich ist. Aber mir scheint, das Denken, das ich versuche, könnte die schon genannte Bereitschaft wecken, klären und festigen.

Augstein: Eine klare Antwort – aber kann und darf ein Denker sagen: Wartet nur, innerhalb von 300 Jahren wird uns wohl etwas einfallen?

Heidegger: Es handelt sich nicht darum, nur zu warten, bis dem Menschen nach 300 verflissenen Jahren etwas einfällt. Es geht darum, die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters denkend zu verstehen. Und dann in die kommende Zeit vorzudenken. Dieses Denken in die Zukunft darf aber nicht mit einem prophetischen Anspruch auftreten.

Marcowicz: Weil Sie die Zukunft nicht vorhersehen können, bleiben Sie lieber untätig.

...

Augstein und Elfride Heidegger gehen ins Haus. Marcowicz verstaut die Ausrüstung in Taschen.

Heidegger: Sie haben dazwischen geredet. Das ist nicht üblich.

Marcowicz: Nein, es ist nicht üblich.

Heidegger: Warum haben sie es diesmal getan?

Marcowicz: Ich weiß nicht. Es hat mich eben interessiert.

- Heidegger: Es hat Sie interessiert, so. Es war interessant? So, wie ein Ballspiel, oder wie diese Bilder vom Mond? Das war zu befürchten. Kaum lasse ich mich auf ein Gespräch mit den Journalen ein, werde ich zu etwas „Interessantem“. Man interessiert sich für die Philosophie, ja? Wissen Sie: Interessant ist, was im nächsten Moment schon wieder gleichgültig werden kann, durch anderes abgelöst, was dann ebenso interessant ist, einen dann aber ebenso wenig angeht, wie das vorherige!
- Marcowicz: Warum regen Sie sich so auf? Was wissen Sie denn von meinem Interesse? Ich fand ihre Antworten eben – unbefriedigend.
- Heidegger: Unbefriedigend? Wann wären Sie denn zufrieden? Und warum sollte ich Antworten geben, die Sie zufrieden machen?
- Marcowicz: Ihre Auskünfte genügten mir nicht, deshalb fragte ich, auch wenn das nicht meine Rolle war. Sie haben mir ja auch nicht geantwortet. Müssen Sie auch nicht. Und wahrscheinlich würde ich Ihre Antworten auch nicht verstehen, so wie ich das nicht verstehe, was Sie da gerade über das „Interessieren“ gesagt haben. Wahrscheinlich wollen Sie ja auch gar nicht verstanden werden, jedenfalls wohl nicht von Leuten wie mir.
- Heidegger: Ich weiß nichts von Ihnen, Sie sind als Fotografin hierhergekommen. Woher wollen Sie denn wissen, von welchen Menschen ich gern verstanden werden würde?
- Marcowicz: Man merkt es daran, wie Sie antworten.
- Heidegger: *(Nachdenklich, eher zu sich selbst)* Wenn ich antworte, denke ich nicht an den, der die Antwort hört, sondern an die Frage. Es ist schon schwierig genug, eine Frage so zu beantworten, dass die Antwort das sagt, was man denkt. Wie sollte ich dann noch nach Formulierungen suchen können, die jedermann verständlich sind?
- Marcowicz: Aber was sollen Antworten, die die Menschen, die sie hören, nicht verstehen?

Heidegger: *(lächelnd)* Eine gute Frage! Das müssen Sie Augstein fragen! Der wollte ein Interview.

Elfride Heidegger tritt aus dem Haus.

Marcowicz: *(zu ihr)* Verstehen Sie Ihren Mann? Ist es für Sie interessant, was er sagt?

Elfride Heidegger: Junge Frau, ich verstehe ihre Frage nicht. Und mir gefällt sie auch nicht.

Heidegger: Lassen Sie meine Frau in Frieden, bitte.

Marcowicz: Entschuldigen Sie. Aber es wäre doch interessant ... Nein es wäre vielleicht sogar wichtig, zu wissen, ob und wie die Frau eines Philosophen ihren Mann versteht. Oder ob Sie, Herr Professor, als Philosoph sich nur Ihresgleichen verständlich machen wollen. Sie haben doch viel Zeit, die Sie mit Ihrer Frau verbringen, hier oben auf der Hütte.

Heidegger: Ich möchte dieses Gespräch nicht fortsetzen. Ich habe ein Interview gegeben, nicht Ihnen, sondern Herrn Augstein und seinem Journal. Sie haben fotografiert, das war Ihre Aufgabe. Ich hoffe, Sie haben Ihre Arbeit gut gemacht. Ich bin nun, gestatten Sie, etwas erschöpft und werde mich zurückziehen.

...

Todtnauberg, 16.06.1968

Die Hütte ist etwas verfallen, vernachlässigt. Auch der Feldweg wirkt weniger gepflegt. Der Brunnen hingegen ist unverändert, stabil, gepflegt. Man sieht, dass die Bewohner der Hütte ihre Kraft ganz auf die Sauberkeit und Pflege des Brunnens konzentrieren, dieser hat dadurch etwas Sakrales, Heiliges bekommen, fast wie ein Wegkreuz oder eine kleine Kapelle.

...

Elfride Heidegger tritt aus dem Haus. Sie ist deutlich gebrechlicher als beim letzten Mal.

Elfride Heidegger: Da sind Sie ja schon, junge Frau. Trauen Sie sich nicht näher?

Marcowicz: *(den Brief verstauend, ihr Gepäck aufnehmend, schnell herantretend, laut)* Guten Tag, Frau Heidegger. Wie geht es Ihnen?

Elfride Heidegger: Nicht so laut, junge Frau. Mein Mann schläft, er hat sich gerade ein wenig hingelegt. Er muss viel schlafen, um die Kraft zu sammeln, die er braucht, um Tag für Tag an seinen tiefen und großen Fragen zu arbeiten.

Marcowicz: *(jetzt leiser)* Entschuldigen Sie, ich wollte ihn nicht stören. Ich bin ja sehr früh eingetroffen. Ich warte gern.

Elfride Heidegger: Kommen Sie her, junge Frau, setzen Sie sich. Sie haben sich einen schönen Tag ausgesucht für ihre Fotografien, sehen Sie? Es ist mild, es ist hell, und es ist grün hier draußen. Das wird ihre Bilder freundlich machen.

Marcowicz: Ein schöner Tag, ja. Das hilft beim Fotografieren. Aber ich habe spezielle Schirme, die reflektieren das Licht, damit kann ich die Beleuchtung ganz so gestalten, wie ich es brauche. Als Fotografin muss ich das Licht beherrschen, ich kontrolliere es, sozusagen.

Elfride Heidegger: *(nebenbei)* So, so. Na, wenn Sie meinen. *(Sie macht eine nachdenkliche Pause, wendet sich dann direkt Marcowicz zu)* Es ist schön, dass Sie wiedergekommen sind.

Marcowicz: Oh ja. Als ich vor zwei Jahren hier wegfuhr, konnte ich mir nicht vorstellen, dass ich noch einmal hier her komme. Nicht, dass ich es nicht gewollt hätte. Im Gegenteil. Am liebsten wäre ich gar nicht weggefahren.

Elfride Heidegger: So?

Marcowicz: Es hat mich aufgewühlt. Mitgenommen. So viele Fragen, so wenige Antworten. Vor allem Augstein hat mich enttäuscht, mit seinem „Das verstehe ich“ und „Das hat man ja noch gar nicht gewusst“. Aber ich wusste ja, dass ich hier nicht wieder willkommen wäre.

Elfride Heidegger: Sie haben meinen Mann sehr verärgert, durch ihre ungehörigen Fragen. Und es hat ihn sehr empört, dass Sie mich am Ende so bestürmt haben.

Marcowicz: Es tut mir leid. Ich war so aufgeregt. Dieses ganze Interview, es hat mich... aufgebracht. Aber ich wollte Sie nicht kränken.

Elfride Heidegger: Schon gut, es hat mich nicht gekränkt. Sie sind jung, dazu gehört auch die Ungehörigkeit. Ungehörigkeit – das könnte ein Wort sein, das meinem Mann gefällt, eines dieser Wörter, die ihm zu denken geben. Manchmal sagt er, wir sollen Hörende sein, aber nicht Hörige.

...

Sie schweigen. Nach einiger Zeit tritt Martin Heidegger durch die Tür ins Freie, auch er deutlich gebrechlicher als vor zwei Jahren, aber sehr aufgeräumt, fast fröhlich.

Heidegger: Sieh da, da ist sie schon, unsere junge Frau Fotografin. Guten Tag, meine liebe Frau Marcowicz.

- Marcowicz: Guten Tag, Herr Professor Heidegger! Wie geht es Ihnen?
- Heidegger: *(spöttisch)* Ja, darum sind Sie besorgt, nicht wahr? Wie mag es mir gehen, wie schaue ich aus? Sie wollen mich fotografieren, da hoffen Sie natürlich, dass es mir gut geht. Sie wollen keinen kranken alten Mann auf Ihren Bildern haben. Doch keine Sorge, dem alten Philosophen geht es ausgezeichnet, er ist ausgeruht und friedlich, sehr fotogen – so sagt man doch?
-
- ...
-
- Marcowicz: Sie sagten, dass das Denken auch ein Handeln ist. Und dann nannten Sie diese Vorlesung. Und sie sagten, es sei ein Zeichen, dass diese Schrift besonders wenig gelesen wird. Das hat mich neugierig gemacht. Nicht, dass ich alles gelesen hätte. Aber ich habe immer wieder einmal darin herumgestöbert.
- Heidegger: *(nun zunehmend empört)* Sie haben in meinen Aufsätzen und Vorträgen einfach so herumgestöbert? Dies und das gelesen?
- Marcowicz: *(unbeirrt)* Ich habe mir sogar Ihre Schallplatte gekauft. *(Sie imitiert Heideggers Sprache):* „Der Satz der Identität lautet, nach einer geläufigen Formel: A gleich A. Der Satz gilt als das oberste Denkgesetz...“
- Heidegger: Sie scheinen sich amüsiert zu haben mit meinem Vortrag? Haben Sie sich gut unterhalten?
- Marcowicz: Ja, es war auch unterhaltsam, durchaus.
- Heidegger: Aber man kann doch nicht einfach so hier und da in ein Denken „hineinlesen“, man kann sich doch nicht ein paar Versatzstücke zusammensuchen, um sich zu unterhalten und vielleicht ein paar kluge Sätze herauszupicken. Haben Sie denn irgendeine philosophische Ausbildung? Haben Sie Kant oder Hegel gelesen? Platon oder Aristoteles?

Marcowicz: Kant - den hab ich mal versucht, irgendwann vor vielen Jahren. Aber der ist ja ganz schrecklich. Wie kann man nur so schreiben? Der Mann wollte nicht verstanden werden, glaube ich, jedenfalls nicht vom gemeinen Volk. Ich habe nie begriffen, warum man den Kant als Vater der Aufklärung bezeichnet hat. Klar, er hat ein paar Propagandaschriften geschrieben, die versteht man, aber die berühmten dicken Bücher mit den langen Schachtelsätzen, ich bitte Sie! Und Hegel doch ebenso. Nicht einen Satz habe ich von dem kapiert.

Heidegger: Junge Frau! In der Philosophie versteht man nicht einzelne Sätze, sondern ganze Gedankengänge. Man beschreitet Denkwege, man folgt den Wegen eines Denkers in seinem Denken!

Marcowicz: Warum soll ich nicht über einzelne Sätze nachdenken, die ich verstehe? Manche Ihrer Sätze sind doch inzwischen zu geflügelten Worten geworden. So wie Verse von Goethe und Schiller. Zugegeben, es sind bei Ihnen gerade die unverständlichen Sätze, die bekannt geworden sind.

Heidegger: Diese Sätze sind nicht unverständlicher als andere. Sie werden unverständlich, wenn man sie aus der Rede, in der sie gedacht und gesprochen sind, herausreißt und in die Rede des Alltagsmenschen hineindrückt.

Marcowicz: Aber man kann solchen Sätzen auch nachsinnen. Sie haben zum Beispiel geschrieben: „Die Wissenschaft denkt nicht, sie rechnet“. Das finde ich interessant.

Heidegger: Schon wieder finden Sie etwas interessant! Ich weiß, dass man heutzutage die Philosophie gerne „interessant“ findet - aber das wird dem Denken nicht gerecht! Man liest ein paar Sätze, und meint sie zu verstehen. Man denkt sich dies und das dabei, erfreut sich wohl daran. Aber das ist eben noch kein Denken!

Heidegger richtet sich empört auf und geht ins Haus. Marcowicz lässt den Fotoapparat sinken und schaut verständnislos zu Elfride Heidegger hinüber.

Marcowicz: Worüber regt er sich auf? Freut er sich nicht, dass ich mich mit dem, was er schreibt, beschäftige? Er will wohl nicht, dass ihn so eine hergelaufene Fotografin versteht?

...
